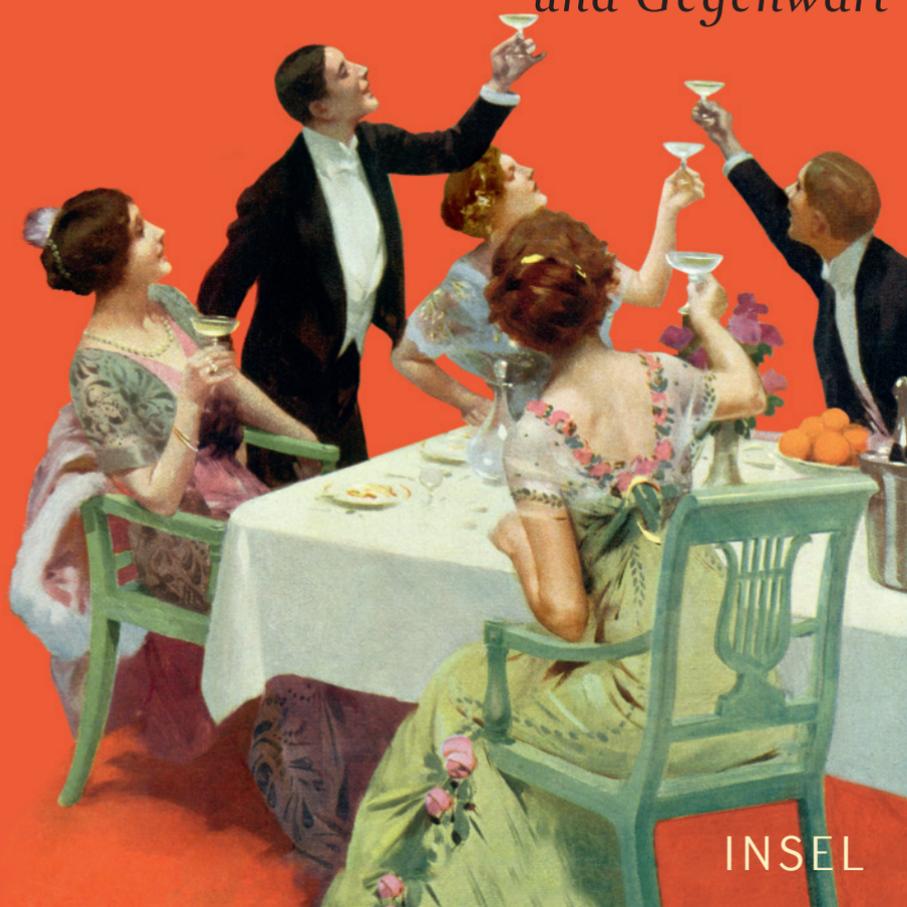


ERWIN
SEITZ

Kunst der Gastlichkeit

*22 Anregungen aus
der deutschen Geschichte
und Gegenwart*



INSEL



Erwin Seitz
Kunst der Gastlichkeit

22 Anregungen
aus der deutschen Geschichte
und Gegenwart

Insel Verlag

Erste Auflage 2015

© Insel Verlag Berlin 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17642-8

Meiner Mutter
Franziska Seitz

Inhalt

An den Leser	9
EINLEITUNG	11
Erfindung der Gastlichkeit	11
AUS DER DEUTSCHEN GESCHICHTE UND GEGENWART	29
1 Ursprüngliche Verzauberung	29
2 Himmlische Festtage	39
3 Mehr Glanz und Glitzer	46
4 Sinn für Gemütlichkeit	54
5 Muße, Kunst und warme Bäder	63
6 Klösterliche Gastfreundschaft	77
7 Pracht des Staatsbanketts	92
8 Urbane Eleganz	105
9 Verfeinerung des Bürgers	116
10 Erlesenes Menü	128
11 Liebenswürdiger Gastgeber	139

12	Erstes Haus am Platze	149
13	Arkadisches Landhaus	160
14	Lust der Gärten	170
15	Galante Seidenstoffe und Porzellan	179
16	Charmanter Service	189
17	Gedeckter Tisch	201
18	Kunst des Tischgesprächs	208
19	Hinaus ins Grüne	212
20	Naturnahe Küche	219
21	Bier wie Wein	225
22	Atmosphäre, Witz, Geschmack	232
	ANHANG	235
	Literatur	235
	Dank	251

An den Leser

Von alters her ist Gastlichkeit ein Laboratorium des Guten und Menschlichen. Leute, die sich mehr oder minder nahe sind, lassen sich für eine Weile aufeinander ein – ein heiteres Spiel, ein Geben und Nehmen, nicht frei von Überraschungen. Unerwartete Freude mag einem der Gasträum bereiten, die Folge der Speisen und das Gespräch. Gast wie Gastgeber erleben wonnige Momente, Freimütigkeit, Geborgenheit. Jeder fühlt sich irgendwie verwandelt und kann sagen: Hier darf ich Mensch sein.

Gastlichkeit ist ein Geschenk des Gastgebers, für das sich der Gast auf irgendeine Art bedankt. Es entsteht eine Atmosphäre des gegenseitigen Wohlverhaltens; alle sollen sich als Gemeinschaft empfinden und sich miteinander einen guten Tag machen. Tatsächlich gehen bedeutende Dinge vor sich, indem der Gast mit Grundgütern des Lebens versorgt wird: Er erhält Nahrung und ein Dach über dem Kopf; er erlebt Respekt, wenn nicht Großzügigkeit und Freundschaft. Alle Beteiligten können ein neues Zutrauen gewinnen: zum Leben, zum anderen und zu sich selbst.

In frühgeschichtlicher Zeit, als noch nicht so viele Menschen unterwegs waren, fand Gastlichkeit fast nur privat oder öffentlich bei Hofe statt; sei es aus religiös gebotenen Mitgefühl für den mittellosen Fremden, sei es aus Diplomatie gegenüber einer hohen Standesperson. Im beginnenden Mittelalter gab es hierzulande kaum Schenken und Herbergen. Die Reisenden erhielten entweder in fürstlichen Pfalzen und ländlichen Herrenhöfen oder in Klöstern entsprechende Verpflegung und Unterkunft. Erst mit wachsendem Wohlstand nahm neben der mildtätigen Gastfreundschaft oder höfischen Bewirtung die gewerbliche Gastlichkeit zu und eröffnete neue Möglichkeiten.

Der Blick in die Geschichte kann die Merkmale der Gastlichkeit besser erhellen als abstrakte Definition. Was sich in ihr, der Historie, bewährt, kann so falsch nicht sein. Das Buch schildert weniger das moralische Gebot der Gastlichkeit, als vielmehr ein ästhetisches Phäno-

men: die Kunst der Gastlichkeit, das Können des Connaisseurs, überhaupt das Delikate und Entzückende. Das Augenmerk richtet sich nicht so sehr auf ältere Normen höfischer Bewirtung; es liegt vielmehr auf Entwicklungen, die zu bürgerlicher Gastfreundschaft führen sowie zu gewerblicher Gastronomie. Es geht nicht um eine erschöpfende Geschichte des Themas, sondern um Stichproben, die lohnend sind.

Eine Betrachtung deutscher Gastlichkeit von den Urzeiten bis heute gibt es bisher nicht, vielleicht auch deshalb, weil diese Tradition unterschätzt wird. Immerhin war in jüngerer Zeit das Motto der Fußballweltmeisterschaft in Deutschland 2006, »Die Welt zu Gast bei Freunden«, erdacht von dem Österreicher André Heller, ein gelungener Coup. Der Begriff des Deutschen soll hier nicht allzu eng gemeint sein, sondern auch die Vor- und Frühgeschichte einbeziehen, um die allmähliche Entfaltung des Gastlichen nördlich der Alpen vor Augen zu führen und dem Land in dieser Sache eine Geschichte zu geben: Anregungen, die über die Zeit hinaus reizvoll sind.

Das Buch ist sowohl eine Kulturgeschichte – eine Erkundung der musisch-zivilen Entwicklung der Deutschen – als auch eine Gastrosophie: eine Lehre von gutem Essen und Trinken und von Geselligkeit. Eingeschlossen ist eine Hommage an Europa und an die frühen Einflüsse aus dem Vorderen Orient. Gastlichkeit ist kein Phänomen, das sich nur national erklären ließe. Dahinter steckt auch eine menschengeschichtliche, anthropologische Dimension.

Die Darstellung entwischt aber auch der Geschichte und geht auf die Praxis der Gegenwart ein, schlägt Brücken von der Vergangenheit ins Heute und Morgen, schaut sich um, was im Augenblick passiert, wie der Tisch gedeckt, wie das Menü komponiert wird, wie sich die Leute unterhalten, kurzum, worauf es denn eigentlich ankommt, wenn Gastlichkeit entzücken soll.

Mein Buch »Die Verfeinerung der Deutschen« hat das Thema der Gastlichkeit bereits berührt, rückte es jedoch nicht ins Zentrum. Es ergab sich wie von selbst, das Profil dieses Stoffes in einem neuen Buch zu schärfen. Der eine oder andere Gesichtspunkt findet sich da wie dort, doch stets in etwas anderer Beleuchtung. Verfeinerung und Gastlichkeit lassen sich halt nicht ganz voneinander trennen.

Erwin Seitz

Berlin, im Sommer 2015

Einleitung

ERFINDUNG DER GASTLICHKEIT

Seit sich die Spezies des Menschen entwickelt, rangeln zwei starke Gene in der menschlichen Brust: das eigensüchtige – und das soziale. Das erstere rührt daher, dass der Mensch seinem Ursprung nach ein wildes Tier ist, das auf die Jagd geht und Beute macht. Auch das Zusammenleben untereinander war von Strategien des Hetzens bestimmt: Konkurrenz, Gewaltbereitschaft, Überleben des Stärkeren. Steven Pinker zeichnet in seinem Buch über »Gewalt« ein solches Bild – und ein Gegenbild.

Der moderne Mensch, der *Homo sapiens*, wörtlich der wissende Mensch, trat vor rund zweihunderttausend Jahren auf die Bühne und erreichte seine jetzige äußere Form: den aufrechten Gang für die gute Übersicht, ein hochgebautes Gehirn für neue Denkmöglichkeiten, verbesserte Stimmbänder, die eine komplexe Sprache erlaubten, und geschickte Hände für das Handwerk. Neben dem ichbezogenen Gen festigte die Natur im *Homo sapiens* mehr und mehr das soziale, weil es sich immer häufiger als lebensstüchtiger erwies: mit Fähigkeiten wie Einfühlungsgabe, Selbstbeherrschung, Mäßigung, Verständigung, Verfeinerung.

Vor rund hunderttausend Jahren wanderte der *Homo sapiens* von Afrika über den Nahen Osten auch nach Europa aus. Die Einwanderer waren noch Steinzeitmenschen und erlebten in den nördlichen Breiten die letzte Eiszeit. An den Randzonen von Eis und Schnee gab es kurze Sommer und üppige Graslandschaften, wo man Mammuts oder Rentiere jagen konnte, auch hierzulande auf der Schwäbischen Alb. Dortige Höhlenfunde, die rund vierzigtausend Jahre alt sind, bezeugen die ersten figürlichen Kunstwerke: etwa geschnitzte Mammuts aus Mammutelfenbein, ebenso Flöteninstrumente. Man veranstaltete vermutlich frühe Feste mit Musik und Tanz. Rhythmische Klänge, vergo-

rene Beerenfrüchte und reichliches Mammutfleisch dürften so besänftigend wie berauschend gewesen sein und das Gemeinschaftsgefühl gestärkt haben.

Überschaubare Gruppen von zwanzig bis zweihundert Menschen schlossen sich mit Hilfe gastlicher Rituale zu größeren Verbänden zusammen. Der Bau der berühmten Kultanlage von Göbekli Tepe im Osten der heutigen Türkei wurde vor rund zwölftausend Jahren von Jägern und Sammlern begonnen. Unmöglich, dass eine einzelne Sippe in der Lage gewesen wäre, diese kolossale Kultstätte auf einem Höhenkamm emporwachsen zu lassen: mit Kreisen aus meterhohen Steinpfeilern. Die Bildreliefs darauf lassen noch keine Haustiere erkennen, sondern wilde Tiere und Fabelwesen.

Bereits dieser Beginn der Künste: der Steinbaukunst, der bildenden Kunst, der Kunst der Gastlichkeit, der Musik und des Tanzes, kam einer Zäsur in der menschlichen Entwicklung gleich – und mit dem Ende der letzten Eiszeit, als die Kultanlage von Göbekli Tepe fertig wurde, erfolgte die nächste Umwälzung: die Erfindung der Landwirtschaft mit Haustieren und Ackerbau.

In Göbekli Tepe pflegten die Jäger und Sammler bei Festen üppig zu schmausen, wie es Berge von Tierknochen bezeugen. Es blieb gar nichts anderes übrig, als mit der Zeit wilde Tiere zu zähmen und zu züchten, um den großen Bedarf an Fleisch bei bestimmten Feierlichkeiten zu decken. Der sogenannte Fruchtbare Halbmond wurde zum Ursprungsgebiet von Viehzucht und Ackerbau: mit Mesopotamien, dem Land zwischen Euphrat und Tigris im heutigen Irak, mit dem östlichen Teil der Türkei, Syriens und Palästinas, sich ausdehnend bis nach Ägypten. Die wichtigste Frucht des Ackers stellte das Getreide dar: für Getreidebrei, Brot und Bier.

Eine weitere Umwälzung ließ nicht lange auf sich warten. Auf der Grundlage reicherer Ernährung und vielseitigerem Handwerk entstanden in Mesopotamien vor rund fünftausend Jahren die ersten wirklich großen Städte und Königreiche. Es gab auf diese Art nicht zwei, sondern drei menschliche Urveränderungen: erstens den Beginn von Kunst und Gastlichkeit vor rund vierzigtausend Jahren; zweitens die Erfindung der Landwirtschaft mit Viehhaltung und Ackerbau vor rund zwölftausend Jahren; drittens die Gründung von Städten und Stadtstaaten vor rund fünftausend Jahren.

Weiter im Osten, zwischen dem Jangtse und dem Gelben Fluss im heutigen China, passierte dasselbe, nur ein wenig später. Jan Morris stellt in seinem Buch »Wer regiert die Welt?« diese zwei zivilisatorischen Ur-Pole vor und vergleicht sie miteinander: den »Westen«, der aus dem Fruchtbaren Halbmond hervorgeht, und den »Osten«, der sich zwischen dem Jangtse und dem Gelben Fluss herausbildet, ohne dass dabei allzu große Unterschiede bemerkbar wären. Die Menschen waren in unterschiedlichen Regionen der Welt ähnlich einfallsreich, wenngleich zeitlich leicht versetzt. Hermann Parzinger dehnt in seinem Buch »Die Kinder des Prometheus« den Blick auf alle Kontinente aus, um die vor- und frühgeschichtliche Entwicklung der Menschheit zu erkunden.

Der Prozess der Befriedung und Zivilisation erfuhr mit der Gründung der ersten Städte in Mesopotamien einen entscheidenden Schub. Uruk wurde zur ersten großen Stadt im »Westen«, es folgten Ur, Babylon, Assur. Die Gastlichkeit bildete von nun an feinere Formen aus und wurde regelrecht zu einem Instrument der Staatskunst. Ein beeindruckendes Zeugnis davon gibt die »Standarte von Ur«, die im Grab einer Königin aus der Zeit zwischen 2600 und 2400 v. u. Z. gefunden wurde und sich heute im Britischen Museum in London befindet. Es handelt sich um eine Holztafel, die auf beiden Seiten mit Mosaiken bebildert ist. Die zwei Seiten der Tafel verdeutlichen die wesentlichen Züge königlicher Herrschaft: hier militärische Gewalt – dort höfische Kultur.

Auf der einen Seite marschiert in drei Reihen die Armee auf, angeführt vom König. Auf der anderen Seite erscheinen in zwei Reihen die Bürger, die Steuern und verschiedene Naturalien, Ziegen, Schafe und Rinder, am königlichen Hof abgeben. Darüber, in der dritten Reihe, thront der König und veranstaltet für sein nächstes Gefolge, wohl vornehme Krieger, Beamte und Priester, ein Gastmahl. Niemand trägt irgendwelche Waffen, alle erscheinen in Zivil, sitzen bequem auf Stuhlesseln, erhalten von Dienern die Trinkbecher, während ein Musiker auf der Leier spielt. Die Herren prosteten sich zu und entfalten eine kultivierte Aura. Ähnliche Szenen erlebt man heute noch bei einem Staatsbankett: Der Gastgeber erhebt das Glas, alle Gäste erheben ebenfalls das Glas und bekunden ihre Verbundenheit. Man trinkt gemeinsam und fühlt sich beschwingt.

Mit solchen Vergnügungen band seinerzeit der Herrscher seine Gefolgschaft an sich und hielt sie bei guter Laune. Noch war es offenbar bloß die höfische Gesellschaft, welche die neuen Güter der Zivilisation verschmausen konnte; doch der Kreis der Leute, die Gastlichkeit pflegten, wuchs. Es war von Anfang an nicht nur der Königshof, sondern auch der Kommerz, der den Prozess der Befriedung und Zivilisation voranbrachte. Obwohl alle Bewohner des Landes unfreie Untertanen des Königs waren, gab es in den Städten schon so etwas wie eine bürgerliche Oberschicht.

Ein Handelsarchiv aus Tontafeln, das aus der Zeit um 2000 v. u. Z. in der vorderasiatischen Stadt Kanīš gefunden wurde, gibt Aufschluss über die Gruppe der Fernkaufleute. Händler aus Assur am Tigris unterhielten in Kanīš, rund tausend Kilometer vom Heimatort entfernt, eine Handelsstation, geschützt von den lokalen Machthabern. Aus den Befunden geht hervor, dass die Geschäftsleute ihren Handel privat und auf eigenes Risiko betrieben, ohne durch irgendeinen Palast gedeckt zu sein. Neben Handelsbriefen und Transportverträgen gab es auch bereits Krediturkunden.

Die Kaufleute wollten ihre Handelspartner zufriedenstellen und auf Dauer gute Geschäfte machen. Es kam darauf an, Einfühlungsgabe zu entwickeln, sich Manieren anzueignen, Vertrauen zu schaffen und aufgeschlossen gegenüber dem Fremden zu sein. Die Händler aus Assur heirateten schließlich auch Frauen aus Kanīš und trugen so oder so das ihrige zu friedlichen Verflechtungen bei. Neben der höfischen Gesellschaft war es von jeher die wohlhabende bürgerliche Schicht, die den Vorgang der Verfeinerung förderte: sei es im Hinblick auf das soziale Verhalten, sei es im Hinblick auf die materielle Kultur. Wo die Fernhändler auftraten, blühte die private wie die gewerbliche Gastlichkeit auf, entstanden Schenken und Herbergen.

Etwa in derselben Periode, in der die Standarte von Ur gefertigt wurde, regierte in Uruk König Gilgamesch, wie es aus Königslisten hervorgeht. Er war vermutlich die historische Ursprungsgestalt für das Gilgamesch-Epos: das erste Epos der Weltliteratur. Vorläufig wohl nur mündlich überliefert, konnten aus der Periode zwischen 1800 und 1600 v. u. Z. bereits größere Fragmente in Keilschrift gefunden werden, während der Haupttext zwischen 700 und 600 v. u. Z. in Ninive niedergeschrieben wurde.

Auch dieses Werk beleuchtet die eminente Rolle der Gastlichkeit bei der Entstehung der Zivilisation, eng verknüpft mit der Galanterie. König Gilgamesch und sein Gefährte Enkidu sind die männlichen Helden: ruhm- und ehrstüchtige Kraftprotze. Sie werden, soweit möglich, von Frauen gezähmt und gemäßigt: bemerkenswerterweise auch von einer Dirne und einer Schenkin, wobei die Grenzen zwischen Priesterin, Palast- und Haremsdame, Kultdirne, Dirne und Schenkin fließend waren.

Schamchat, die Dirne am königlichen Hof in Uruk, wird in die Steppe geschickt, um den wilden Enkidu für die Zivilisation zu gewinnen, damit er der Beschützer des Königs werde. Schamchat schafft es, indem sie sage und schreibe sieben Tage und Nächte lang mit diesem Kraftpaket schläft und die Liebe genießt. Zu guter Letzt macht sie ihm die Vorzüge des städtischen Lebens schmackhaft: »Komm, Enkidu, zum Hürden-Uruk, / wo die jungen Männer (schon schöne) Gürtel tragen. / Tagtäglich wird dort ein Fest gefeiert, / wo ständig die Trommeln laut dröhnen / – und die Dirnen sind von vollkommener Schönheit, / geschmückt mit Liebreiz, voll der Freunden.«

Uruk, die erste größere Stadt der Menschheit, lockt mit ungeahnter materieller Kultur und raffinierten Vergnügungen: mit Palästen und Bürgerhäusern, Sälen und Schlafgemächern, duftendem Zedernholz und Gold, bequemen Sesseln und weichen Betten, Badehäusern und wohlriechenden Ölen, Festgewändern und Gürteln, Schmuck aus Bernstein und Elfenbein, gebackenem Brot und Butter, geröstetem Fleisch, Körben voll Datteln, Bier und Wein.

Später, als Enkidu stirbt, ist König Gilgamesch außer sich; er will selbst nach dem ewigen Leben und dem Totenreich suchen und unsterblich werden. Er irrt endlos umher, bis an die Ränder der damals bekannten Welt, und trifft schließlich auf Siduri, »die Schenkin, die am flachen Gestade des Meeres haust, / dort wohnt sie in ihrer Taverne«. Es wird erklärt: »Gefäßständer hat sie, Bierfässer und Becher, dicht verhüllt ist sie, und ein Schleier bedeckt ihr Gesicht.« Als ihr Gilgamesch sein Vorhaben erzählt, die Unsterblichkeit zu finden, erklärt sie ein solches Unternehmen für unmöglich. Sie rät ihm, er möge sich als Mensch fassen und an die Freuden des irdischen Lebens halten.

Gegenüber dieser Version der Endfassung fallen manche Worte im älteren Gilgamesch-Fragment aus der Periode zwischen 1800 und 1600

v. u. Z. noch deutlicher aus, um die Vorzüge eines verfeinerten Lebens hervorzuheben. Siduri hält hier den überspannten Plänen des Gilgamesch eine veritable Genusslehre entgegen. Er möge sich an einer reichgedeckten Tafel delectieren, im Hier und Jetzt leben und sich vermenschlichen. Kultivierter Genuss und die Liebe werden zum Zeichen des Humanen: »Tag und Nacht magst du dich ergötzen, / feiere täglich ein Freudenfest, / tanze und spiele bei Tag und Nacht! / Deine Kleidung sei rein, / gewaschen dein Haupt, mit Wasser sollst du gebadet sein! / Schau den Kleinen an deiner Hand! / Die Gattin freue sich oft über deine Umarmung, / denn das ist die Bestimmung des Menschen, / der da lebt auf dieser Welt.«

Das Ziel ist die Selbstverfeinerung des Menschen sowie die Verbesserung der materiellen Güter. Das eine kommt ohne das andere nicht aus. Schamchat, die hier Schamkatu heißt, sagt ihrerseits zu Enkidu, der anfänglich als Wilder in der Steppe die Segnungen des Ackerbaus und des Stadtlebens noch nicht kennt: »Iss Brot, Enkidu, / das gehört zum Leben! / Trink das Bier, wie es Brauch ist im Lande!« Es geht nicht einfach nur um harte Gras- oder Getreidekörner, sondern um fermentierte Dinge: um zauberhafte Verwandlung. Die pflanzlichen Waren werden bearbeitet und gemischt, bis Hitze und Hefe köstliche Aromen und Wirkstoffe freisetzen. Gegenüber bloßem Getreidebrei sind Brot und Bier von ganz anderer Delikatesse. Die überraschend guten Sachen verwandeln den Helden selbst. Der Dichter sagt: »Da wurde sein Gemüt frei, er singt, / sein Herz jubelt, / sein Antlitz erstrahlt. / Ein Barbier bearbeitet / seinen zottigen Leib. / Mit Öl reibt er sich ein – und / wurde ein Mensch.«

Die natürliche Lust an Essen, Trinken und Sex wird nicht verachtet, sondern genutzt, um ein komplexeres Zusammenleben zu schaffen. Künste der Gastlichkeit wie der Galanterie bändigen das Rohe, Grobe und Gewaltsame. Es kommt nicht mehr nur darauf an, die Grundtriebe des Menschen zu stillen, sondern es geht auch darum, dabei Raffinesse zu entfalten, ein gewisses Maß an Freude und Wonne hervorzurufen und damit das gegenseitige Vertrauen zu stärken.

Elemente der Gastlichkeit wie der Galanterie sind Spiel, Überraschung, Verwandlung: sei es durch Worte; sei es durch Gefälligkeiten und Unternehmungen; sei es durch materielle Anreize. Es sollen nicht irgendwelche sein, sondern solche, die bearbeitet, verfeinert sind, die

Auswahl, Stil und Geschmack bezeugen. Brot und Bier oder Badehaus und Barbier waren seinerzeit die Zeichen einer neuen Zivilisation, in welcher die Menschen angenehmer und aufregender lebten als bisher.

Mesopotamische Tontafeln nahmen vorläufig von der benachbarten Hochkultur in Ägypten keine Notiz. Erst nach 1500 v. u. Z. schaute man vom Euphrat aus auch zum Nil. Doch längst schon spielten sich da wie dort parallele Vorgänge ab. Die mesopotamische Zikkurat, die zum Unendlichen hochstrebte, fand ihr Gegenbild in der ägyptischen Pyramide. Desgleichen zählten Brot und Bier am Nil wie am Euphrat zu den Speisen und Getränken, die eines Königs würdig sind.

Pharao Cheops, der etwa von 2554 bis 2531 v. u. Z. regierte, ließ die große Pyramide von Gizeh errichten: das größte Bauwerk der Antike, das zu den Sieben Weltwundern zählte. Als ihm sein Sohn, Prinz Chefren, eine Geschichte über den früheren Pharao Nebka vortrug, war Cheops so bewegt, dass er Nebka umgehend ein Totenopfer als Totenmahl darbrachte: tausend Brote, hundert Krüge Bier, einen Ochsen und Weihrauch, damit der Ahne im Jenseits auf das feinste gepflegt sei. Der Papyrus Westcar mit den »Wundergeschichten vom Hof des Cheops« berichtet darüber.

Die große Zeit der Pyramidenbauten war aber schon bald vorbei. Ähnlich wie das mesopotamische Gilgamesch-Epos dem Herrscher nahelegte, vom Wahn des ewigen Lebens abzulassen und sich lieber den Vergnügungen und Aufgaben der Zivilisation zuzuwenden, rieten ägyptische Weise den Pharaos, sich vom Jenseitskult der Pyramiden zu lösen und das Glück im Diesseits zu suchen.

Ägypten war dafür noch besser geeignet als Mesopotamien. Denn das Land zwischen Euphrat und Tigris lag in einer riesigen Ebene offen da, ungeschützt vor Einfällen benachbarter Stämme und Völker. Mesopotamien war in der Regel politisch zersplittert und häufig von Kriegen heimgesucht; nur ein Babylon oder ein Assur konnten vorübergehend ein übergreifendes Imperium bilden, das vom Persischen Golf bis zum Mittelmeer reichte. Ägypten war dagegen fast immer unter einem Pharao vereint und genoss den Frieden. Die nährreichen Ufer des Nils besaßen im Osten wie im Westen durch Wüstengebiete einen natürlichen Schutz, der die Feinde einigermaßen fernhielt. Die Ägypter gewannen eine verhältnismäßig hohe politische Stabilität, Lebenssicherheit und Zutrauen.

Obwohl die Ägypter den Begriff der Philosophie noch nicht kannten, besaßen sie bereits, ähnlich wie in Mesopotamien, Denker und Weise, die auf eine magisch-schamanenhafte Sprache verzichteten und sich nüchtern, sachlich und abwägend gaben. Ein Ptahhotep war um 2370 v. u. Z. als Wesir der höchste Beamte der ägyptischen Verwaltung und mit den Verhältnissen im Reich der Pharaonen bestens vertraut. Er fasste seine weltläufigen Erfahrungen in einer »Weisheitslehre« zusammen. Jedenfalls legten ihm spätere Texte, die seit 2200 v. u. Z. entstanden, diese Lehre in den Mund.

Ptahhotep gibt sich biegsam, elegant. Er weiß, dass er selbst nicht alles wissen kann, und lässt auch die Meinung anderer gelten, egal welchen Ranges. Das höfische und städtische Leben sind offenbar längst viel zu vielschichtig geworden, als dass man in solcher Gesellschaft noch länger einfältig oder selbstsüchtig hätte bleiben können: »Sei nicht eingebildet auf dein Wissen, / (sondern) unterhalte dich mit dem Unwissenden wie mit dem Wissenden. / Nie erreicht man die Grenze der Kunst.«

Eine solche Gewandtheit führte wie von selbst auch zur Lehre der Gastlichkeit: zur Gastrosophie. Wenn alle Teilnehmer der Tafelrunde eine vergnügliche Zeit haben sollen, kommt es für den Einzelnen darauf an, sich zu benehmen: »Wenn Du ein Gast bist / am Tische eines, der größer ist als du, dann nimm entgegen, was er dir gibt, was vor dich gelegt wird. / Schau (nur) auf das, was vor dir liegt, / und belästige ihn nicht mit vielen Blicken. / Es verschlägt den Appetit, wenn man ihn stört. / Rede ihn nicht an, bis er das Wort ergriffen hat. – / Man weiß ja nicht, was (er) für Sorgen hat. / Doch rede, wenn er dich dazu auffordert, / und was immer du sagst, soll (ihm) angenehm sein.« Es sind Kernsätze der Gastlichkeit, die bis heute Bestand haben: Acht-samkeit walten lassen; Rücksicht auf den anderen nehmen; ein nettes Gespräch führen; dem anderen eine Freude sein. Gastrosophie, Lebenskunst und Ethik, die Lehre von den Sitten, gehen auseinander hervor.

Theben, das heutige Luxor am Nil, wurde um die Mitte des zweiten Jahrtausends v. u. Z. als neue Residenz der Pharaonen zum Zauberort: beginnend mit der 17. Dynastie, die ab 1625 v. u. Z. regierte, gefolgt von der noch glanzvolleren 18. Dynastie, ab 1540 v. u. Z. Es entstanden keine hohen Pyramiden mehr wie in Gizeh, sondern horizontale Tem-

pel mit königlichen Grablegern: so der beeindruckende Terrasstem-
pel der Königin Hatschepsut.

Auch das »Harfnerlied des Antef« hat seine historische Wurzel in dieser Zeit. Es ist Zeugnis einer Aufbruchsstimmung: weg vom Jen-
seits, hin zum Diesseits! Es ist, als verkünde bereits ein Horaz: Nutze
den Tag! Mache etwas aus deinem Leben und genieße es! Der König
soll sein Gemüt nicht länger mit Gedanken an den Tod verdüstern:
»Du aber erfreue dein Herz und denke nicht daran! / Gut ist es für
dich, deinem Herzen zu folgen, solange du bist. / Gib Myrrhen auf
dein Haupt, kleide dich in feinstes Linnen, / salbe dich mit echtem
Öl des Gottesschatzes, / vermehre deine Schönheit, lass dein Herz
nicht müde werden, / folge deinem Herzen in Gemeinschaft deiner
Schönen, / tu deine Arbeit auf Erden ohne dein Herz zu kränken, /
bis jener Tag der Totenklage zu dir kommt.«

Wie ein Pharao im Hier und Jetzt verwoben war, wie er die Gemein-
schaft seiner Schönen pflegte, deutet ein Bericht des Bürgermeisters
Ineni an, in dem er Thutmosis II., den Vorgänger Hatschepsuts, als
einen liebenswürdigen Herrscher vorstellt und dabei auch die Speisen
der königlichen Küche erwähnt: »Ich war ein Vertrauter des Königs an
allen seinen Plätzen. (...) Man ernährte mich von der königlichen
Tafel, mit Brot und Frühstück des Königs, Bier gleichfalls, Fleisch, fet-
tes Fleisch, Gemüse, verschiedene Früchte, Honig, Kuchen, Wein und
Öl. Man begrüßte mich mit ›Gesundheit, Leben‹, wie Seine Majestät
selbst sagte, ›aus Liebe zu mir.« Beiläufig zeichnet sich hier eine Me-
nüfolge ab, denn nach einigen herzhaften Speisen werden Früchte und
Gebäck serviert. Augenscheinlich gibt es bereits einen Nachtsch, um
die Mahlzeit unterhaltsam zu verlängern. Das süß-säuerliche Spiel der
Früchte und die Honigsüße des gerösteten Gebäckes bilden den Hö-
hepunkt und Abschluss des Essens! Reifes Obst ist von sich aus schon
bunt, weich und saftig, komplex im Aroma. Die Speisefolge erhält im
Ansatz eine dramaturgische Struktur: Auftakt, Steigerung, Ausklang.

Die lebensbejahende Art der Pharaonen spiegelt sich auch in der
plastischen Kunst. Während mesopotamische Herrscher oft recht grim-
mig dreinschauen, geben sich ägyptische Pharaonen milder, liebens-
würdiger. Einen Höhepunkt ägyptischer Plastik bildet die Darstellung
von Thutmosis III. in grüner Grauwacke, heute im Luxor-Museum.
Unter ihm erreichte das Reich der Pharaonen zwischen 1459 und 1426